Heinrich Stickelberger aus Buch (Kt. Schaffhausen) und die Anfänge der Mundartforschung im Hegau

Von Walter Schreiber, Singen

Über ein volles Jahrtausend war das Wissen um die Besonderheit des deutschsprachigen Südwestens jenseits und diesseits des Rheins verblaßt und überdeckt, wenn nicht ganz geschwunden, bis der Basler und Wiesentäler Johann Peter Hebel kam und mit seinen „Alemannischen Gedichten" (1803) einem deutschen Stammesteil seine art- und sprachgemäße Eigengesetzlichkeit zurückgab. Seither haben sich die Alemannen ihres verschütteten Erbes mit wahrer Leidenschaft wiederbemächtigt und sich nicht länger vom östlichen Nachbarn und Zwillingsbruder ins Schlepptau nehmen lassen[1].

Gewiß, die Grundlagen für die wissenschaftliche Erforschung unserer Mundarten mußten erst noch von anderen geschaffen werden. Hier ist vor allem des Anstoßes zu gedenken, der von J. G. Herder und der romantischen Bewegung ausging, ehe die Gebrüder Grimm sich anschicken konnten, die Fundamente für die neue Wissenschaft der germanischen Philologie zu legen. Ihre unvergängliche Leistung war es, nicht nur die Verwandtschaft der germanischen Hauptdialekte und ihre grammatischen Gesetze zu enthüllen und damit den ersten Grundriß einer deutschen Sprachgeschichte zu entwerfen, sondern ein Leben lang unermüdlich zu sammeln, was an Märchen, Sagen, Wortschatz, Rechtsaltertümern, mythologischen Vorstellungen im Volke weiterlebte. Jetzt erst konnte sich die Aufmerksamkeit den deutschen Mundarten zuwenden[2]. Der erste, der den Vorsatz faßte, die deutschen Stammesdialekte weniger nach ihrem damaligen Zustand, sondern nach ihrer Entwicklung, d. h. auf Grund von schriftlichen Quellen zu bearbeiten, war Karl Weinhold. Seine „Alemannische Grammatik" (Berlin 1863) ist die Begleichung einer Forderung, die Jakob Grimm schon 1848 in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" II, 837 gestellt hatte, als er sagte: „Aus diesen Volksmundarten wäre für die Geschichte unserer Sprache Erkleckliches zu gewinnen, wenn sie planmäßig so untersucht und bearbeitet würden, daß sich in ihnen jene Spuren einzelner bedeutender Völkerschaften ergäben, und dann ermittelte, welcher großen Reihe jede angehört habe." Weinhold muß sich der Unzulänglichkeit seines Versuchs bewußt gewesen sein, sonst hätte er nicht die eingeborenen Forscher auffordern können, „an Ort und Stelle die genauen Absonderungen im gesamten alemannischen Lande sorgsam zu verfolgen"[3]. Dieser notwendigen Einzelforschung ging dann in den 70er Jahren jene theoretische Grundlegung voraus, welche die sog. Junggrammatiker (E. Sievers, H. Paul, W. Braune) besorgten. Ihre Bemühungen fanden besonders in der Schweiz lebhaften Widerhall, und hier, wo schon ein Zeitgenosse Hebels und Goethes, der für die Luzerner Volkssprache begeisterte Pfarrer Fr. J. Stalder, ein schweizerdeutsches Wörterbuch[4] her-

[1] Die jüngste Zusammenschau der Sprachverhältnisse im gesamtalemannischen Raum stammt von dem Schwaben Karl Bohnenberger, der sich allerdings sein wissenschaftliches Rüstzeug auf dem Boden der Schweiz holte. Er betitelt sie: „Die alemannische Mundart" (Tübingen 1953).

[2] Die bahnbrechende Leistung des Bayern Joh. Andreas Schmeller in seinem Werk „Die Mundarten Bayerns" (1821) sei hier nur am Rande erwähnt. (Vgl. dazu Bach Adolf „Deutsche Mundartforschung", Heidelberg 1950, § 16)

[3] Alemannische Grammatik, S. 8.

[4] Stalder Franz Joseph „Versuch eines Schweizerischen Idiotikon samt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie" I/II, Aarau 1806-1812 und 1819.

ausgegeben hatte, lieferten die jungen Forscher Winteler und Stickelberger die ersten Untersuchungen lebender Ortsdialekte, die heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügten.

I.

Die dem Bezirk Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen) zugehörige Gemeinde Buch zählt heute wenig mehr als 350 Einwohner, von denen ein kleiner Teil der überkommenen landwirtschaftlichen Arbeit nachgeht, die Mehrzahl aber in den Industriebetrieben Thayngens ihr Brot verdient. Vor hundert Jahren muß der Ort noch ein stilleres Bauerndörfchen gewesen sein, das, wie heute, auf drei Seiten von deutschem Gebiet umschlossen war. Diese Randlage im äußersten Nordwestzipfel des schweizerischen Hinterlandes hat den Platz nie recht hochkommen lassen, trotz der fetten Böden im Tal der Biber und der nicht weniger ertragreichen Lagen auf der östlichen

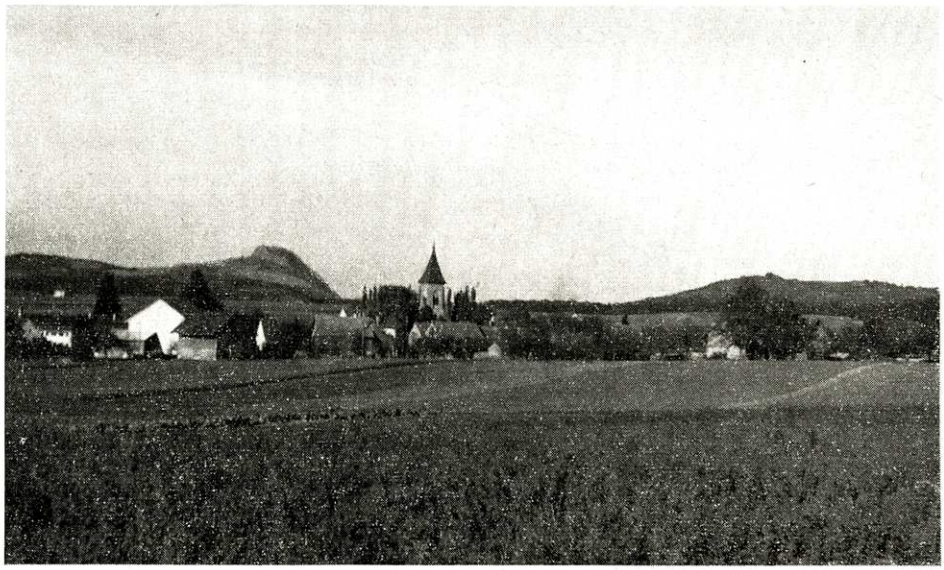

Abb. 1: Buch von Südwesten

Hochterrasse und im nördlichen Vorgelände des Rauhenbergs. Dafür hat sich Buch bis in die Gegenwart die Reize eines rechten Dorfidylls bewahrt, wie es uns eine Schaffhauser Lithographie aus der Zeit nach 1840 überliefert hat[5]. Dem Zusammenklang der Farben von Fluß, Niederung, Hängen und Wäldern, dem köstlichen Widerspiel von Großräumigkeit der Landschaft und Weite des Himmels kann sich kein Besucher entziehen. Um wieviel weniger die Eingesessenen! (Abb. 1)

Und ein Kind eben dieses Fleckens, den schon ca. 1600 der Schaffhauser Chronist J. J. Rüeger „lustig und fruchtbar" nannte, ist der spätere Germanist Heinrich Stickelberger (1856-1931). So wie bei Beamtensöhnen, deren Väter nach dem Willen ihrer Vorgesetzten ein oft unstetes Wanderleben führen, mag man es auch

[5] Vgl. R. Frauenfelder „Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen" II (Basel 1958), Abb. 442 auf S. 335.

bei diesem Pfarrersbub einen Zufall heißen, daß er gerade hier im schaffhauserischen Hegau geboren wurde. Aber solch oberflächliche Betrachtung wird sofort durch zweierlei widerlegt: Vater Emanuel wird sich während 36 Jahren Amtszeit am Orte trotz des fremden Idioms und des andersartigen Menschenschlages in die rauhere Berglandschaft eingelebt haben, und Sohn Heinrich hat die entscheidenden Jahre seiner Kindheit und Jugend hier verlebt und ist bis in seine ersten Studiensemester immer wieder in das vertraute hochgieblige Pfarrhaus im unteren Bibertal zurückgekehrt.

Freilich, die Stickelberger stammen aus Basel, wohin sie schon vor dem großen Religionskrieg (1603) aus dem Markgräflerischen eingewandert sind. Über die weiteren Schicksale des Geschlechts sind wir vorzüglich unterrichtet durch die „Geschichte der Familie Stickelberger von Basel" (Basel 1928), die ein jüngerer Sproß, der bekannte Dichter Emanuel Stickelberger und Neffe des Germanisten, in langjähriger Sammeltätigkeit zusammengetragen hat (zitiert unter E. St. I)[6]. Gerade die Eltern Heinrich Stickelbergers finden darin eine besonders eingehende und liebevolle Würdigung.

Der hochangesehene, durch seine 1826 erfolgte Gründung des Erziehungsheimes „Friedeck" für immer mit dem schaffhauserischen Buch verbundene Ortspfarrer und spätere Dekan David Spleiß (1786-1854) war eben zum Antistes ernannt worden, als dieser 1841 den 24jährigen Emanuel Stickelberger als seinen Pfarrvikar ins Hegaudörflein berief. Nach einem 2. theologischen Examen in Schaffhausen folgte schon im nächsten Jahr die Bestellung des Gehilfen als selbständiger Seelsorger der Gemeinde. Aus der 1843 mit der Baslerin Marie Julie Elisabeth Courvoisier[7] geschlossenen Ehe gingen neun Kinder hervor, von denen Heinrich das zweitletzte war. Sicherlich „war es keine leichte Aufgabe, der Nachfolger eines so durchaus originellen Mannes zu sein, wie der sel. Spleiß es war.....", meinte Antistes Dr. J. Mezger in seinem Nachruf auf den abgeschiedenen Ephorus im Jahre 1881[8]. Aber der junge Pfarrer hat sich dieser schweren Erbschaft gewachsen gezeigt.

Verlockend war ja nicht bloß der ehrenvolle Ruf, sondern auch die mit der örtlichen Seelsorge gekoppelte Anstaltsleitung von „Friedeck" und das riesige Pfarrhaus, das als früherer Kellhof mit seinen drei Stockwerken und einem ausgebauten Dachgeschoß genügend Raum bot für eine wachsende Familie (Abb. 2). Zum Beeren-, Obst- und Gemüsebau gab es vor und hinter dem Haus reichlich Gelegenheit; auch brauchte man sich um Platz zum Spielen für das flügge Kindervolk nicht zu sorgen. Der Sohn eines Hausvaters der Anstalt „Friedeck", Samuel Waldvogel, hat uns in seinen Jugenderinnerungen (E. St. I, S. 132) eine klare Vorstellung davon vermittelt, welche Verwendung die vielen Räume des großen Hauses in der Stickelbergerschen Ära fanden. Da war u. a. eine Werkstatt für Schmiede- und Schreinerarbeiten eingerichtet, und der Hausherr selbst wird als ein „Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk" bezeichnet. Hier sollen sogar hölzerne Pfeifen für eine geplante Kirchenorgel gefertigt worden sein. - Vom Vorhof gelangte man durch ein glücklich in die Mauer eingelassenes Pförtchen in den anliegenden Friedhof, in dessen Mitte wohl die bis

[6] Auch in dichterischer Form ist der verehrte Altmeister schweizerischer Erzählkunst da und dort in seinem Werk auf seine Familiengeschichte, den Großvater Emanuel und den Oheim Heinrich eingegangen. Man vergleiche insbesondere die Kapitel „Von Geburt und Geschlecht" und „Eine Lebensfrühe" in Bd. 12 der „Gesammelten Werke", betitelt: „Bunte Ufer" (Frauenfeld 1953), S. 259ff.

[7] Julie Courvoisier entstammte einer aus dem französischen Sprachgebiet des Kantons Neuchâtel nach der Rheinstadt gelangten Kaufmannsfamilie.

[8] E. St. I, S. 143f.

Abb. 2: Pfarrhaus Buch, Gartenseite

Abb. 3: Dorfzentrum Buch mit Kirche

ins späte Mittelalter zurückreichende und daher geostete, d. h. dem Pfarrhof parallel gestellte Kapelle stand[9]. Diese befand sich damals in einem so baufälligen Zustand, daß es Pfarrer Stickelberger als seine vornehmste Aufgabe empfunden haben muß, sie durch einen geräumigeren Neubau zu ersetzen. Das geschah auch in den Jahren 1558-61, wobei die Achse des schlichten, aber gefälligen Baues um 90 Grad gedreht wurde (Abb. 3). Mag sein, daß der Pfarrherr selbst bei den Arbeiten Hand anlegte, sonst hätte ihm Waldvogel schwerlich auch das Prädikat „Baumeister" zuerkennen können. Wörtlich sagt er: „Herr Pfarrer Stickelberger hat sich um den Bau dieses schönen Kirchleins mit der originellen Decke sehr verdient gemacht mit Rat und Tat. Es hieß sogar, der Chor sei auf seine Kosten gebaut worden, jedenfalls hat er einen bedeutenden Beitrag geleistet."[10]

Das Einkommen der mit der Zeit elf Personen zählenden Familie war denkbar armselig und dementsprechend die Lebenshaltung bescheiden. Die Einkünfte bestanden aus Bargeld-Zuwendungen des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen, des Kirchengutes und der Gemeinde Buch, zur größeren Hälfte aus Naturalien (Getreide, Wein, Holz). Außerdem war man dringend auf die Erträgnisse des Hausgartens und die glücklicherweise reichlich fließenden Lebensmittelspenden der Ortseinwohner angewiesen. Im Hause führte Vater Emanuel ein streng patriarchalisches Regiment, dem sich wohl auch die vielbeschäftigte Mutter unterordnete. Für ungehorsame Kinder gab es im Erdgeschoß nach der Gartenseite eine Arrestzelle. Das überragende Wissen auch auf außertheologischen Gebieten setzte den Pfarrherrn instand, seine Söhne und Töchter auf den Eintritt in höhere Schulen vorzubereiten, besonders in Sprachen und Mathematik. Außerhalb des Hauses ließ man den Kindern freien Lauf, was von dem Jugendgefährten S. Waldvogel dankbar vermerkt wird[11]. Zuweilen ließ sich der Vater zu Spaziergängen herbei, so nach Gottmadingen, wo er gern bei einem Glas Bier eine deutsche Zeitung las, oder nach Dörflingen zum Traubenessen und zur Bestellung von Wein, wobei man deutsches Hoheitsgebiet durchqueren mußte[12]. Manchmal wurden aus diesen Unternehmungen richtige Fußreisen weit über den Hegau hinaus, an den Bodensee und in den Schwarzwald hinein. Botengänge wurden des öfteren dadurch nötig, daß man Brot- und Fleischwaren vom jüdischen Bäcker und Metzger in Randegg beziehen mußte. Beim Ausritt zu Pferd sehen wir den vielseitigen Mann auf einem Aquarell, das sein Halbbruder Ernst Stückelberg vor 1854 gefertigt haben muß (Abb. 4)[13]. Daß er sogar zwei Reisen nach England unternommen hat, hängt mit seinem Eifer für das geistliche Amt zusammen, dem er sich verschrieben.

Die gewissenhafte, von niemand zu störende Vorbereitung seiner Predigten lag ihm am Herzen; den Inhalt der Predigt ließ er sich von den Konfirmanden schriftlich wiedergeben; die häuslichen Morgenandachten mit viel wertvollem Liedgut zwangen die heranwachsende Jugend in ihren Bann. Überhaupt scheint es ihm das Kirchenlied angetan zu haben. 1859 veröffentlichte er eine Arbeit über den Kirchen-

[9] Die schon genannte Lithographie von ca. 1840 hält diesen baulichen Zustand einwandfrei fest. Man vergleiche außerdem die bei R. Frauenfelder aaO., S. 336 wiedergegebene Zeichnung von Ernst Stückelberg.

[10] E. St. I, S. 132. Heute steht die Kirche nach der Renovation von 1954/55 (vgl. R. Frauenfelder aaO., S. 335, Anm. 2) in geschmackvoll erneuertem Gewande vor uns und lädt zur Besichtigung des schmucken Raumes ein, der auch drei Erinnerungsstücke aus der früheren Kapelle bewahrt (Altarmensa, Sakramentshaus und Schiebefach für Bibel).

[11] Vgl. dazu auch „Bunte Ufer" aaO., S. 291.

[12] Man sieht, wie die Staatsgrenze in der Zeit des Deutschen Bundes kaum ein Hindernis war.

[13] E. St. I, S. 153.

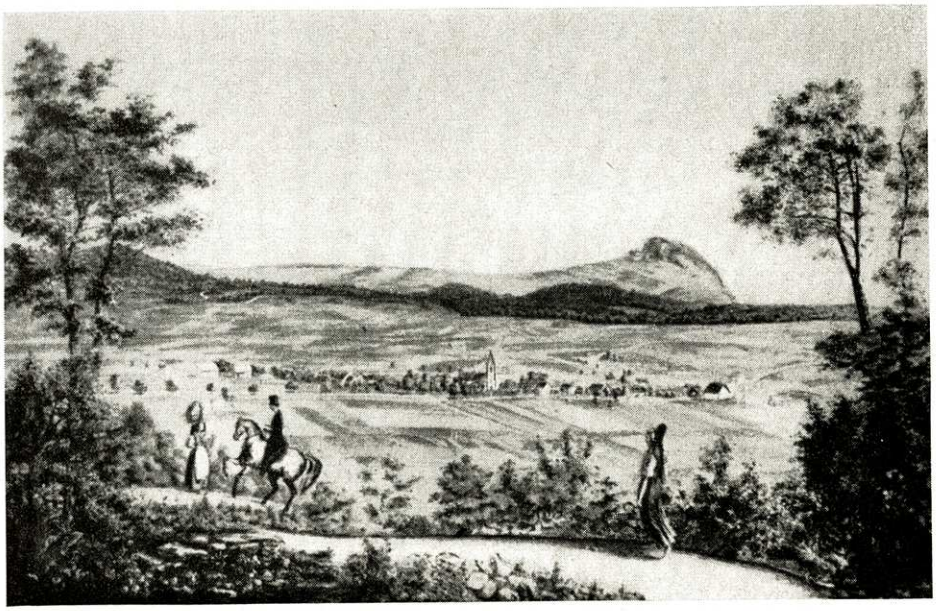

Abb. 4: Pfarrer E. Stickelberger zu Pferd

gesang im Kanton Schaffhausen[14], und von einigen Büchern des Alten Testaments lieferte er eine revidierte Übersetzung[15]. „Er war ein gründlicher Kenner der Kirchenmusik und besaß bedeutende theoretische Kenntnisse im Tonsatz. Die beiden Englandreisen führte er hauptsächlich deswegen aus, um in dortigen Bibliotheken Werke alter Kirchenmusik kennen zu lernen[16]. Vorträge theologischen Inhalts, die er in den 60er Jahren zu Schaffhausen hielt, scheinen ihm Anerkennung eingebracht zu haben, wegen gewisser rationalistischer Auslegungen von Bibelstellen allerdings auch Kritik. Widerspruch erfuhren ebenso seine Bestrebungen, den Gottesdienst, wenigstens die Kinderlehre, durch Wechselgesänge aufzulockern und anziehender zu machen. Auch sehr weltlichem Treiben war er nicht abhold, indem er z. B. seine Buben einmal einen Fasnachtsumzug in Schaffhausen ansehen ließ. Freundlich zu jedermann, genoß er weithin großes Ansehen, vor allem ob seiner Gelehrsamkeit, die so gerühmt wurde, daß ihn manche den gelehrtesten Pfarrer der Ostschweiz hießen. Und Antistes Mezger sagte 1881 von ihm: „Er repräsentiert in sich ein ganzes Gymnasium." Mit umfassenden Kenntnissen in klassischen und modernen Sprachen, seinen Studien zur Geschichte der deutschen Muttersprache, seinem Eifer für eine Reform der deutschen Orthographie verband er eine tiefe Liebe zu Dichtung (Goethe, Lenau, Uhland) und Musik, schmiedete selbst Verse und spielte Klavier und Orgel. Was Wunder, daß er 1869 zum Ephorus des Schaffhauser Gymnasiums ernannt wurde! Gewisse disziplinäre Befugnisse, die ihm in dieser Stellung über die Mitglieder des Lehrkörpers eingeräumt waren, scheint er mit der Weisheit des geborenen Erziehers wahrgenommen zu haben. Der Ruf nach Herblingen im Jahre 1878 brachte die Übersiedelung der Familie nach der Kantons-

[14] „Der Kirchen-Gesang im Kanton Schaffhausen und die Mittel, ihn zu heben" (Vortrag, gehalten an der Schaffhauser-Mai-Synode 1859), Schaffhausen 1859.
[15] Dazu vgl. auch „Bunte Ufer" aaO., S. 290.
[16] E. St. I, S. 143 f.

hauptstadt mit sich[17], da der Filialort kein Pfarrhaus besaß. Auch hier steuerte er wieder zu den Ausgaben für kirchliche Zwecke aus Eigenem bei, indem er sich an den Baukosten für eine neue Orgel wesentlich beteiligte. Der Tod des Nimmermüden drei Jahre später veranlaßte die Gemeinde Buch, die während 36 Jahren den größten Gewinn aus dem Bekennerleben gezogen hatte, ihre Dankbarkeit durch einen Gedenkstein zu bezeugen, der heute noch neben der Grabstätte Spleiß an der Außenwand der Pfarrkirche Buch wohlerhalten zu sehen ist. Ein schönes Zeichen der Pietät von seiten einer traditionsbewußten Einwohnerschaft (Abb. 5)[18]!

Abb. 5: Gedenkstein für Pfarrer E. Stickelberger

Von Mutter Julie ist nur wenig anzufügen. Ihr kindlich-frommes Gemüt muß sich ganz in das ausdrucksvolle Erzählen biblischer Geschichten verströmt haben, wie es den Kindern noch in späten Jahren im Gedächtnis haftete. Sonst wird sie die treue Verwalterin eines kräftezehrenden Großhaushaltes und der Schutz und Schirm ihrer Kinderschar gewesen sein. Während diese ganz in der Hegauer Sprechweise der Dorfjugend aufging, hielten die Eltern, wie nicht anders zu erwarten, am angestammten Baseldeutsch fest.

[17] Man nahm Wohnung im damals über 300 Jahre alten Haus „zur Fels" mit seinem breiten Erker, dem schmucken Eingang und der mächtigen Traufseite nach einem der schönen Innenplätze der Stadt (Platz Nr. 13). Eine Abbildung dieses Patrizierhauses findet sich in R. Frauenfelder „Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen", Bd. I (Die Stadt Schaffhausen), Basel 1951, S. 401.

[18] Das der „Geschichte der Familie Stickelberger von Basel" vorangeschickte Porträt Emanuel Stickelbergers zeigt den früheren Pfarrer von Buch in seinem Todesjahr 1881. Auf dieser breiten Stirn mit ihren auffallenden Wülsten, der kraftvollen Nase, dem teils freundlichen, teils energischen Mund, und besonders den ausdrucksvoll forschenden, blauen Augen treten uns die Züge eines Mannes von Geblüt und reich bewegtem Temperament entgegen, im gepflegten rötlich-dunkelbraunen Haupthaar und in der geschmackvollen Kleidung dazu ein Mensch vom Format eines echten Künstlers.

Von allem Anfang an mußte sich Heinrich, das achte im Bunde, mit drei (später vier) Brüdern und drei Schwestern vertragen; ein Bruder war schon in früher Jugend gestorben[19]. Ein besonderes Vergnügen bereitete es den Pfarrersbuben, an Sonntagen die Glocken zu läuten. Ein ungewöhnliches Erlebnis muß es für die Jungen gewesen sein, als 1863 die Teilstrecke Schaffhausen-Konstanz der Rheintalbahn eröffnet wurde und sie eines Tages vom Lokomotivführer eines Güterzuges nach Singen mitgenommen wurden, wo sie mit rußgeschwärzten Gesichtern im evangelischen Pfarrhaus ankamen. Mit elf Jahren (1867) bot sich Heinrich, den sein älterer Bruder Karl Georg begleitete, Gelegenheit, bei einem Ferienaufenthalt seine Verwandten in Basel und Riehen kennenzulernen. Im übrigen konnten sich diese Pfarrersbuben bis zum 13. Lebensjahr in Jugendlust der ganzen Unverfälschtheit eines gesunden Landlebens und einer bäuerlichen Kultur hingeben, bis sie der Vater dem gemächlichen Fortschreiten in der Dorfschule[20] entzog und in die strengere geistige Zucht seiner „Präparandenanstalt" nahm.

Nachdem er noch vorzeitig den Konfirmandenunterricht seines Vaters genossen hatte, trat Heinrich in die 2. humanistische Klasse des Schaffhauser Gymnasiums ein und wohnte bei einem pensionierten Pfarrer Schenkel. Daß der Vater der Ephorus des Gymnasiums war, mag die lieben Mitschüler des Landbuben wenig gekümmert haben, sonst hätten sie ihn anfangs nicht so hänseln und verspotten können. So wird ihm die Angewöhnung an den Zimmergenossen und die Klassenkameraden nicht leicht gefallen sein, und gern entzog er sich übers Wochenende dieser Geringschätzung, indem er über Büsingen und Gailingen heimpilgerte und nach dem trostreichen Aufenthalt im Kreise seiner Lieben über Randegg und Dörflingen wieder zurückwanderte. Auf der Mittelstufe muß er, noch unter dem Eindruck seiner religiös orientierten Häuslichkeit und der überragenden Autorität seines Vaters stehend, an ein späteres Studium der Theologie gedacht haben. Dazwischen beschäftigte ihn auch die Idee, es einmal seinem Maleronkel Ernst Stückelberg nachzutun. Allmählich wurden aber solche Berufsabsichten verdrängt durch eine immer mächtiger werdende Liebe zur Poesie, besonders zu Lenau. „Ein Dichter war für mich fortan das höchste Ideal. Mit einem wahren Heißhunger verschlang ich Schillers Gedichte auf dem Zimmer meines Bruders Karl. Die Liebe zur Poesie hat mich der strengen Wissenschaft vielfach entfremdet, aber dafür meinem Lebensberufe zugeführt."[21] Seit dem 16. Lebensjahr führte er ein Album mit eigenen dichterischen Versuchen und hielt hinreißende Vorträge in der Gymnasiastenverbindung „Scaphusia". Über das dortige Treiben sagt er: „Es war eine eigentliche Sturm- und Drangzeit voll Übermut und Poesie; aus dem Schwerenöter hatte ich mich allmählich zu einem lebenslustigen Fuchs entwickelt."[22] Inzwischen war er ins Obergymnasium eingetreten, und hier gab schließlich der Unterricht des Deutschlehrers Emil Koch den Ausschlag: er wollte nun Germanist werden, „allerdings zunächst im Hinblick auf eine akademische Laufbahn". Für seine Rede bei der Maturitätsfeier wählte er das Thema: „Der Freundschaftsgedanke bei Plato und Klopstock".

[19] Zum Folgenden hat mir die Gedächtnisschrift vorgelegen, die Dr. Emanuel Stickelberger seinem Onkel gewidmet hat unter dem Titel: „Dr. Heinrich Stickelberger (1856-1931). Ein Nachruf" (Basel 1931). Sie wird von mir zitiert unter: E. St. II. Außerdem ließ mich Herr Dr. E. Stickelberger, Uttwil/Bodensee, in hochherziger Weise Einsicht nehmen in den handgeschriebenen „Lebenslauf" von Heinrich Stickelberger aus dem Jahre 1918 (?). Ich zitiere dieses im Familienarchiv aufbewahrte Manuskript (Hefte I-IV) unter „Lebenslauf".

[20] „Mit 6 Jahren trat ich in die Dorfschule ein, während meine Geschwister die Schule der Anstalt Friedeck besuchten." (Lebenslauf, Heft I, S. 3.)

[21] Aus „Lebenlauf", I. Heft, S. 9.

[22] E. St. II, S. 13.

Zum ersten Semester zog es Heinrich nach Basel, der Vaterstadt seines Geschlechts, wo er durch die Vorlesungen und Übungen der führenden Köpfe J. Burckhardt (genannt „Kebi"), Nietzsche und Bernoulli „beinahe Lust bekommt, zur Kunstgeschichte abzuschwenken." Das Bekanntwerden mit dem großen Verwandtenkreis am Orte, Freundschaften, die fürs Leben geschlossen wurden, die mannigfachen Anregungen, die von der alten Humanistenstadt und ihrem jüngsten Gelehrtenstaat ausgingen, mögen den aufnahmebereiten Studenten zum Verbleiben für weitere zwei Jahre genötigt haben. Glücklicherweise ließen sich in dieser Zeit auch der Militärdienst und anschließende Manöver unterbringen, ohne daß das eigentliche Fachstudium darunter litt. Der damalige Lehrbetrieb in Germanistik war ohnedies nicht geeignet, die Liebe zum erwählten Wissensgebiet anzufeuern, und so versteht man, daß Heinrich zum Wintersemester 1877/78 mit zwei Freunden den großen Sprung nach Leipzig tat[23]. Hier vollzog sich nun erst eigentlich der Einstieg in das Fach Germanistik. „Das Studium der deutschen Philologie fing für mich in Leipzig erst an. In den Vorlesungen von Zarncke erkannte ich die tiefen Zusammenhänge und versenkte mich in die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Mit Hochgenuß hörte ich bei ihm eine Vorlesung über Goethes ‚Faust', und erst dadurch ging mir das Bewußtsein auf, daß es auch eine Wissenschaft des deutschen Schrifttums gibt. Später trat ich in das germanistische Seminar ein und war eine Zeitlang der Famulus Zarnckes." [24] Und eine andere Stelle aus den Erinnerungen lautet: „Die Vorlesungen Zarnckes begeisterten mich so, daß ich mich an den Laden legte und die altgermanischen Dialekte studierte. Leupold und ich arbeiteten mitunter bis morgens 3 Uhr . . ." [25] Als rechtschaffener Musensohn fand er bei allem Lerneifer noch Zeit für sein Steckenpferd, das Dichten. Und so entstand ein neuer handschriftlicher Gedichtband: „Von der Biber bis zur Pleiße", den er mit lyrischen Gesängen und Epigrammen füllte, Zeugnissen seiner heiteren und beschaulichen Veranlagung, Äußerungen eines verinnerlichten Menschen. Hauptsache aber blieb ihm die immer noch sehr junge Wissenschaft der germanischen Philologie und ihr Vertreter auf dem Leipziger Lehrstuhl, der ihm das weite Gebiet aufschloß und ihn schon jetzt auf seine spätere Dissertation aufmerksam machte.

Bei ersten Vorarbeiten dazu wird es sich als notwendig herausgestellt haben, sich die neuen Erkenntnisse des jungen Jenaer Professors Eduard Sievers[26] zunutze zu machen, und so wechselte er für ein Sommersemester (1878) zur Saalestadt hinüber. Wiederum frönte er keinem einseitigen Fachstudium, sondern ließ sich anregen von Historikern wie Dietrich Schäfer und Karl August Hase, Indogermanisten wie Berthold Delbrück und Erwin Rohde, dem Freunde Nietzsches, vom Philosophen Rudolf Eucken. Aber auch sonst goß die Stadt samt dem Thüringer Land ihr Füllhorn über dem jungen Schweizer Studenten aus. Im Vergleich zur Großstadt Leipzig erschien ihm Jena eher „ländlich sittlich und patriarchalisch". Er wandert nach Weimar und in den Pfingstferien übers Land bis zur Wartburg, u. a. begleitet vom späteren Berliner Literaturhistoriker Gustav Roethe, er rudert auf der Saale und beginnt einen dritten Gedichtband „Von der Striegis bis zur Saale" [27]. In-

[23] Teile der Strecke (Straßburg - Frankfurt - Bonn - Köln - Westfalen - Magdeburg - Halle) wurden in Fußmärschen zurückgelegt.
[24] E. St. II, S. 17 f. - Friedrich Zarncke, Prof. für germanische Philologie, 1825-91.
[25] E. St. II, S. 18.
[26] E. Sievers „Grundzüge der Lautphysiologie" (1876).
[27] Die Striegis fließt bei Bähringen nahe Freiberg in Sachsen, wo seine Freundin lebte. - Die Bemühungen Dr. Emanuel Stickelbergers, diese Gedichtbände aus dem in alle Winde verstreuten Nachlaß für das Familienarchiv in Uttwil/Bodensee zu retten, blieben ohne Erfolg.

zwischen sind die Eltern von Buch nach Schaffhausen gezogen (s. o.), und er kann in den Sommerferien seine Dialektaufnahmen leichter auf die Kantonshauptstadt ausdehnen. Die folgenden drei Semester in Leipzig gehören der Ausarbeitung der Doktorschrift[28] und der Vorbereitung der mündlichen Prüfung, deren Bestehen am 24. Februar 1880 anschließend in Auerbachs Keller gefeiert wird. Heinrich wendet noch ein weiteres Semester an Studien zur vergleichenden und französischen Literatur, ehe ihn, noch 1880, eine Berufung an das Gymnasium Burgdorf an der Emme erreicht, wo er der Nachfolger Dr. Wintelers werden soll, der ihm schon als Mundartforscher vorausgegangen ist.

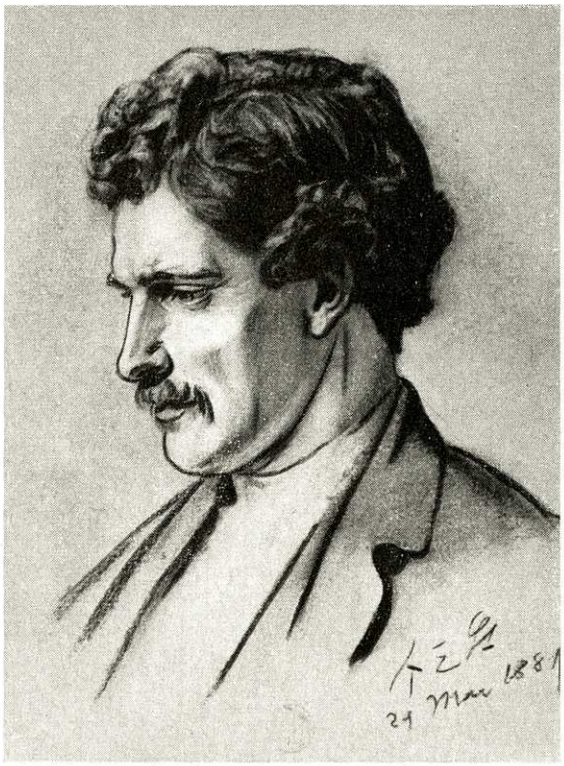

Abb. 6: Heinrich Stickelberger 25 Jahre

Die Annahme bedeutete den mindestens vorläufigen Verzicht auf die einstmals ins Auge gefaßte akademische Laufbahn. Er sah jetzt seine Aufgabe darin, ein gewissenhafter Sprachlehrer zu werden (Abb. 6)[29]. Drei Jahre später führte er die Baslerin Luise Martin heim, in der er für beinahe vier Jahrzehnte eine kluge und treue Lebens- und Arbeitsgefährtin fand. Bald öffneten sich den beiden die Kollegenzirkel der umliegenden Gymnasien und damit auch die Tore der Literarischen Gesellschaft in Bern. 1889 brachte er auf Betreiben der Fachwelt den zweiten Teil seiner Untersuchung der Schaffhauser Volkssprache im Druck heraus[30]. Im gleichen Jahr

[28] „Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen" Leipzig und Aarau 1881.

[29] „Ohne alle pädagogische Vorbereitung und Übung trat ich meine Stelle an; ich hatte auch nicht die geringste Angst. Und dieses Selbstvertrauen half mir trotz vielen Fehlern über alle Klippen durch. Mit den älteren Schülern fühlte ich mich durch meine Jugendlichkeit verwandt." (E. St. II, S. 22.)

[30] „Konsonantismus der Mundart von Schaffhausen" in: Paul und Braunes Beiträge 14, S. 381 ff.

verhindert Kriegsgefahr und dadurch erforderliches Einrücken eine letzte Möglichkeit, in die akademische Lehrtätigkeit einzutreten. In den mehrmonatigen Aufenthalt des Neffen Emanuel beim Oheim in Burgdorf (1891) bekommen wir einen anschaulichen Einblick in „Bunte Ufer", aaO. S. 273 ff. Nach 24jähriger Wirksamkeit verließ Heinrich 1904 Burgdorf und folgte einer Wahl ans Oberseminar Bern. Jetzt endlich hatte er die Stadt seiner Träume erreicht, in der ihm weitere 23 Jahre erfolgreicher beruflicher Tätigkeit vergönnt sein sollten. Die Wahl zum Mitglied der Maturitätskommission (1909) mag ihm eine Ehre gewesen sein. Was er aber als Lehrer war, sagt am

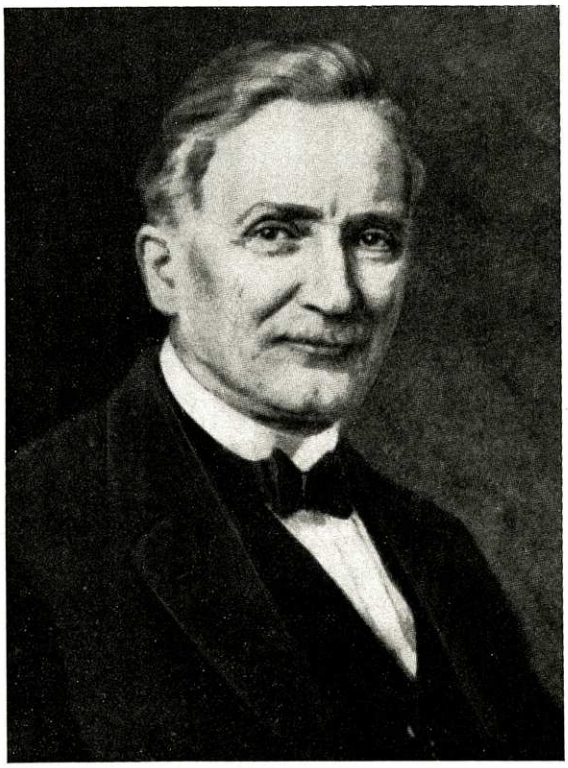

Abb. 7: Heinrich Stickelberger 71 Jahre

besten der Nachruf eines ehemaligen Burgdorfer Schülers im „Bund": „Er ist einer der Lehrer, deren Tod in vielen das Gefühl unabgetragener Schuld wecken kann. Die Genauigkeit, mit der er Tag für Tag seine Pflicht erfüllt, packte einen. Er hat eine Unsumme von leidenschaftlicher Arbeit an uns geleistet. Er hat gerade das mit eindringlicher Wucht gepflegt, was als für Lehrer und Schüler unbequem seither wegpädagogisiert worden ist, den Schulaufsatz alten Stils, und dafür verdient er besonderen Dank übers Grab hinaus. Woran lag es? An den eingehenden Korrekturen, die ihm weit mehr waren als eine lästige Hausarbeit, sich zuweilen zu ganzen Kommentaren am Rand und am Fuß unserer Schriftstellerei entwickelten. Noch mehr aber lag es am heilsamen Zwang zu geordnetem Denken. Ein Pedant war der Lehrer bei alledem doch nicht. Er war in aller Mühseligkeit seiner Aufgabe von einer unauslöschbaren Begeisterung für sein Fach getragen . . . Die Lehren seines Unterrichts blieben lebendig und sollen nicht mit ihm ins Grab sinken." [31]

[31] E. St. II, S. 25.

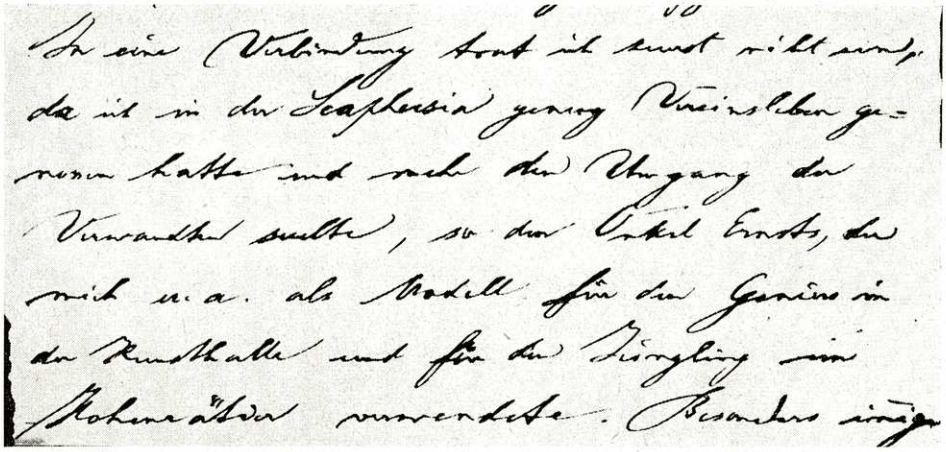

Abb. 8: Schriftprobe Heinrich Stickelbergers

Daß er noch außerhalb der Schulstube wie bisher volkserzieherisch tätig sein konnte, vermag eine Vorstellung von der gewaltigen Arbeitskraft Heinrich Stickelbergers zu geben. Als Sekretär des Berner Literarischen Vereins und Mitarbeiter im Deutschschweizerischen Sprachverein, zu dessen Gründern er gehörte, veröffentlichte er nacheinander eine ganze Reihe von Abhandlungen und Schriften[32], die alle um die Themen kreisen: Dialekt und Dialektdichtung, Mundart und Schriftsprache, Hochdeutsch in der schweizerischen und in der reinen Form, Dichtersprache, die großen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Mit 71 Jahren tritt er außer Dienst und erlebt, kurz vor seinem Tod, die große Freude, daß ihm 1930 die Leipziger Universität bei seinem 50jährigen Doktorjubiläum das Diplom feierlich erneuert. Eine seltene Ehrung für den Schweizer Germanisten von seiten seiner reichsdeutschen Alma Mater! Im folgenden Jahr raffte ihn ein unheilbares Nierenleiden dahin. Er wurde in der Stadt seiner Väter am Rheinknie bestattet.

An Stelle aller weiteren Worte zur Wesensart Heinrich Stickelbergers, den sein Dichterneffe für die Berner Zeit „genügsam und seit seiner Studienzeit an die Scholle gebunden" nennt[33], sei ein Blick auf das Ölbildnis von Clara Wagner (1929) geworfen (Abb. 7)[34]. Es zeigt einen Mann, dessen edelgeformtes Gesicht humorvolle Güte und Menschenfreundlichkeit ausstrahlt. Um die von buschigen Brauen überdeckten Augen und den Mund mit der vorstehenden Unterlippe spielt ein weises Lächeln. Dazu gesellt sich ein lustiges Grübchen in dem ausladenden Kinn. Aber auch Ernst und Unerbittlichkeit, zuvörderst sich selbst gegenüber, kommt zum Ausdruck in dieser kraftvollen Nase und den Furchen, die sie über die gewölbte Stirn und die Wangen aussendet. Manchen Zug mag auch das Leiden gezeichnet haben, das den Siebziger seit drei Jahren nicht mehr losläßt. Zusammen mit dem vollen, grau-weiß melierten Haupt- und Barthaar und der vornehm-schlichten Kleidung im Stil eines 1848er Nachfahren ergeben diese Linien das Bild eines Mannes, den, zum Gelehrten berufen, lediglich die Liebe zu den Menschenkindern in eine bescheidenere Laufbahn gedrängt hat (Abb. 8).

[32] Vgl. das Verzeichnis der Veröffentlichungen am Schluß dieser Arbeit.
[33] E. St. II, S. 28.
[34] Vgl. E. St. II, vor der Titelseite.

II.

Ohne Zweifel war es ein Verdienst Heinrich Stickelbergers, wenn er nach seiner Übersiedelung in die Bundeshauptstadt dem Berner Volksdichter und langjährigen Pfarrer von Burgdorf, Gottlieb Jakob Kuhn, einem Zeitgenossen Hebels, in der bekannten Würdigung von 1909 ein Denkmal setzte. Hier wird nicht bloß der genius loci Pate gestanden haben, sondern auch die gemeinsame Liebe zum Volkstümlichen und besonders zur Volkssprache mitbestimmend gewesen sein. Das Schweizer Volk wird vorab dem Herausgeber der Kuhn'schen Texte so mancher schweizerischen Volkslieder von heute dankbar sein.

Vom Standpunkt der Wissenschaft soll hier einmal die Bedeutung herausgestellt werden, die den beiden dialektkundlichen Arbeiten Stickelbergers beizumessen ist, 1. im Rahmen der deutschkundlichen Forschung seiner Zeit, 2. im Hinblick auf die seitherigen Bemühungen um Erfassung der Hegau-Mundarten.

Wir fragen uns zuerst, welches der Stand der Forschung zu Beginn der 80er Jahre war, als Stickelbergers Darstellung der Schaffhauser Mundart herauskam. Karl Weinhold und Anton Birlinger[35] hatten in ihren fast ausschließlich auf älteren Quellen aufbauenden Überblicken lediglich Umrisse des Gesamtalemannischen und seiner Geschichte geben können. Sie waren hauptsächlich vom geschriebenen Wort, d. h. vom Buchstaben, ausgegangen. Zur Erfassung lebender Mundarten aber bedurfte es erst noch der Mittel, um des gesprochenen Lautes habhaft zu werden, einer eingehenden Untersuchung des Lautsystems indogermanischer Sprachen, einer lautgemäßen Umschrift für die spezifisch mundartlichen Werte nach Dauer und Tönung[36]. Die umfassende Theorie von den Lauten lieferte der mit empfindlichem Gehör und feinem Gefühl für Sprechtakt und Sprachmelodie ausgestattete Jenaer Professor Eduard Sievers im Jahre 1876 in seiner revolutionierenden Schrift „Grundzüge der Lautphysiologie". Er wurde damit zum Begründer einer selbständigen Lautforschung. Jetzt erst war es möglich, durch eine genaue Umschrift eine gesicherte Vorstellung vom Klangcharakter der Wortformen einer Sprechweise zu geben. Sofort wird auch die Unerläßlichkeit lokal begrenzter Untersuchungen erkannt, die auf gesicherten Funden beruhen. Und noch im gleichen Jahr des Umbruchs erschien auch schon die Anwendung der neuen Erkenntnisse auf eine Lokalmundart: wir meinen die bis heute beachtete[37] Arbeit des Schweizers Jost Winteler: „Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt" (Heidelberg 1876). Hier lag nun erstmals die Sprachlehre (Laut- und Wortbiegungslehre) einer hochalemannischen Mundart vor. Winteler war nach Jena gegangen und hatte sich dort von seinen Lehrern Delbrück und Sievers in die neue Methode einweihen und zu seiner Dissertation anregen lassen. Ihr Gegenstand war eine schweizerische Hochebenen-Mundart, die im wesentlichen in einem einzigen Kirchspiel gesprochen wurde und der vom Verfasser lediglich zum Vergleich die Toggenburger Mundart[38] gegenübergestellt war. An seine Studien in Mitteldeutschland erinnert es, wenn er bisweilen sogar thüringische Parallelen gibt[39].

[35] Birlinger Anton „Die alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrhundert" Berlin 1868.

[36] Schmeller hat als erster überhaupt besondere Lautzeichen eingeführt.

[37] Vgl. N. S. Trubetzkoy „Grundzüge der Phonologie", 2. Aufl., Göttingen 1958, S. 7 und 286 f.

[38] Als Lehrerssohn hatte Winteler seine Kindheit und Jugend teils südlich des Walensees, teils im toggenburgischen Bergland verbracht. (Vgl. Winteler aaO., S. IV/V.)

[39] Vgl. noch Bach Adolf aaO., § 27.

In den Fußstapfen Wintelers setzte dann vier Jahre später Heinrich Stickelberger die Reihe der Untersuchungen von Schweizer Mundarten fort. In den Veröffentlichungen von 1881 und 1889 handelt es sich um die beiden Hälften ein- und derselben Arbeit, die 1880 in ihrem ganzen Umfang der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig vorgelegen hat. Im Druck erschien zuerst nur der I. Teil[40], der eine das Ganze betreffende Einleitung (Begrenzung, Charakteristik und Lautwerte der Mundart, Quellen und Methode der Darstellung) und den Vokalismus (Lehre von den Selbstlauten) enthielt (zitiert unter H. St. I), während der II. Teil mit dem Konsonantismus (Lehre von den Mitlauten) bis 1889 auf sich warten ließ. So lag am Ende der Öffentlichkeit eine erstaunlich umfängliche Arbeit von ca. 140 Seiten vor, die sich die Darstellung eines Dialekts aus dem rechtsrheinischen Grenzgebiet der Schweiz (Stadtgebiet von Schaffhausen) zum Ziel gesetzt hatte. Von wem die Anregung dazu eigentlich ausgegangen ist, ob von Zarncke, Sievers oder Winteler, wird nicht mehr auszumachen sein. Unmeßbar ist der Anteil am Gelingen, der ohne Zweifel mit der Verbundenheit der heimischen Landschaft und den Spracheinflüssen ausging, denen der musikalische Student seit Kindertagen ausgesetzt war, wobei der jüngsten Bekanntschaft mit den mitteldeutschen Mundarten des Obersächsischen und Thüringischen eine besondere Rolle zugewiesen werden muß. Feststeht, daß die Herausgabe des II. Teils erst auf Betreiben der Professoren H. Paul (Freiburg i. Br.) und A. Bachmann (Zürich) erfolgt ist[41]. Daß sich die 80er Jahre besonders der Klärung der Probleme um die Entwicklung der germanischen Mitlaute annahmen, zwang Stickelberger, seinen II. Teil auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen. So verlagerte sich der Schwerpunkt der Gesamtuntersuchung auf diese zweite Hälfte.

Stickelberger ist seinem Landsmann Winteler in verschiedener Hinsicht verpflichtet. Wie dieser beschränkt er sich auf eine einzige Ortsmundart, die er in einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Entwicklung, nämlich den 70er Jahren, als lebende, ihm geläufige Sprechweise festhält. Wie sein Vorbild stellt er diesem Dialekt einen anderen gegenüber, der 12 km landeinwärts, unmittelbar an der Grenze zum Deutschen Reich, gesprochen wird (Buch im Bezirk Stein am Rhein) und den er aus Kinder- und Primarschuljahren in guter Erinnerung hat. Damit stellen sich wenigstens am Rande auch Fragen wie die der dialektgeographischen Zuteilung, der Beeinflussung von außen, der Einwirkung durch Verkehr und religiöses Bekenntnis u. a. Als Methode der Erfassung kam in dieser Frühzeit der Mundartforschung nur die direkte in Betracht, d. h. der Verfasser bezog seine Unterlagen aus der eigenen Vertrautheit mit dem Dialekt bzw. aus Aufnahmen an zuverlässigen Auskunftspersonen. Mit den Problemen einer heutigen Stadtmundart auf reichsdeutschem Boden brauchte sich Stickelberger noch nicht herumzuschlagen. Was er dazu auf Seite 1 von H. ST.I sagt, läßt sich mit Einschränkungen am Schaffhauserdeutsch

[40] Dieser Teil trug den zusammenfassenden Titel: „Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen".

[41] Dem Verfasser wird es ähnlich ergangen sein wie seinem Vorgänger Winteler, der im gleichen Jahr beredt Klage darüber führt, wie sehr ihn inzwischen die Anforderungen des Lehrberufes von der geliebten Germanistik fortgeführt haben. „Ich habe seit der Herausgabe meines Erstlingswerkes dreizehn Jahre in schwerem Schuldienst verbracht, der alle meine Zeit und Kraft und bisweilen beinahe meine Gesundheit aufrieb, und wenn es mir auch in den letzten paar Jahren vergönnt war, etwas aufzuatmen, so konnte ich doch neben der Erfüllung meiner anderweitigen Pflichten so viel Versäumtes unmöglich nachholen, abgesehen davon, daß es noch immer nur wohlsituierten Liebhabern möglich ist, sich der deutschesten der deutschen Wissenschaften rückhaltlos zu widmen." (PBB XIV, S. 472.)

unserer Tage bestätigen. Gewisse leichtere Einbrüche von außen her waren damals schon eingetreten, auf die Andreas Heusler[42] verwundert hinweist, da sie seinem Baseldeutsch unbekannt sind.

Richtungweisend für weitere Forschung wurde Stickelberger mit seinen andeutenden Hinweisen auf frühere Entwicklungsstufen der Mundart im Anschluß an ältere Quellen. Freilich, eine Geschichte seines Dialekts zu geben, war nicht seine Aufgabe. „Wohl aber dienten mir schriftliche Quellen als Brücke zwischen den Lautformen der ahd. und mhd. Periode und der gegenwärtigen Gestalt der Mundart, indem sie Lautübergänge erklären, die sich direkt aus den älteren Sprachstufen nicht erweisen lassen. Auch ließen wohl ältere Dialektformen ein Gesetz noch deutlich erkennen, das seither durch Bildung von Ausnahmsformen getrübt worden ist." [43]

Wie haben die Zeitgenossen über die Untersuchung Stickelbergers geurteilt? Der Lehrer Zarncke sagt: „Die Dissertation wird beachtet und in Fachkreisen angeführt. Gegenüber früheren ähnlichen Arbeiten hat sie neue Wege eingeschlagen und gewiesen, da sie erstmals nicht von der heutigen Sprache, sondern vom Altgermanischen ausgeht." [44] Auch Prof. Sievers nennt es eine „sehr zu billigende Abweichung, daß hier von dem mittelhochdeutschen Lautstande ausgegangen wird". Die Schrift verdiene ob ihrer „Vorzüge genauer und sorgfältiger Beobachtung ... alles Lob und die Aufmerksamkeit unserer Dialektforscher." [45]

Vollends spricht es für die Vortrefflichkeit der wissenschaftlichen Leistung Stickelbergers, wenn auch die seitherige Forschung ihre Ergebnisse hat fast ausnahmslos bestätigen müssen. Das stellt, abgesehen von einigen inzwischen eingetretenen Neuerungen, die dem Verfasser nicht zur Last fallen, schon Georg Wanner im Jahre 1922 fest[46], und auch heute, in einem Abstand von 80 Jahren, hat sich daran nichts geändert. Die Arbeit zeigt eine durchdachte Systematik, bietet einen reichen Wortschatz und viele Hinweise auf Versuche, die Etymologie aufzuhellen, sucht Sprachgesetzen auf die Spur zu kommen und stellt immer wieder abweichende Formen der Dorfmundart von Buch gegenüber. Daß man heute in der Gliederung des Gesamtalemannischen ein gut Stück weitergekommen ist, braucht nicht zu wundern. Die Bezeichnung „Nordostalemannisch" für den größeren Sprachbezirk um Schaffhausen herum ist äußerlich und lediglich vertretbar vom schweizerischen Staatsgebiet her. Der gesamtalemannische Raum mit seiner horizontalen Sprachgliederung[47] bleibt dabei unberücksichtigt. Die Schaffhauser Stadtmundart von 1880 eher an die Seite der Dialekte im sog. „Talklettgau" um Hallau und Neunkirch herum zu stellen, wird berechtigt sein. Für ältere Sprachbestände zählt sie zu den Hegau-Mundarten[48]. Daß die Einwohner von Buch in ihrer Sprache alte Hegauer sind, erkennt Stickelberger klar. Ob sie im Vergleich zu Schaffhausen ein „altertümlicheres" Idiom sprechen, wagen wir nicht zu entscheiden.

[42] „Der alemannische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt" (Straßburg 1888), S. V-VII.
[43] H. St. I, S. 8.
[44] Nach E. St. II, S. 21. Tatsächlich geht J. Winteler noch den umgekehrten Weg.
[45] In „Literarisches Centralblatt für Deutschland", Jahrg. 1881, Sp. 707.
[46] Wanner Georg „Die Mundarten des Kantons Schaffhausen" in: Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik XX (Frauenfeld 1941).
[47] Vgl. Karl Bohnenberger aaO., S. 77.
[48] Die Grenze zwischen den beiden Grafschaften lief ja mitten durch die Stadt.

Man hat das alemannische Sprachgebiet schon mit Recht eine passive Sprachlandschaft geheißen[49]. Zu Beginn ihrer wissenschaftlichen Durchforschung hat sich Heinrich Stickelberger im Schaffhauserdeutschen eines seiner eigentümlichsten Vertreter angenommen. Er ist damit zum Begründer der Hegauer Mundartforschung geworden.

* * *

Schon in den 60er Jahren war es ebenfalls die Eidgenossenschaft, die als erstes aller Länder, welche am alemannischen Raum beteiligt sind, auch die systematische Sammlung und Sichtung des Wortschatzes aufnahm. Ihr seit 1881 erscheinendes „Schweizerisches Idiotikon" hat schon Generationen von Germanisten beschäftigt und die Wörterbucharbeit der deutschsprechenden Nachbarn angeregt und befruchtet. Indessen lief die grammatikalische und dialektgeographische Bestandsaufnahme des Schweizerdeutschen weiter. 1888 legte der unvergeßliche Basler Andreas Heusler in seiner Freiburger Doktorschrift[50] den Grund für sein späteres Eindringen in Sprache und Kultur der germanischen Frühzeit und die Übersetzertätigkeit seiner Berliner Jahrzehnte[51]. Die führenden Zürcher Forscher Alfred Bachmann und Rudolf Hotzenköcherle haben seither in ihren Schriftenreihen „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik" (1910-1942) und „Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung" (1949 bis heute), zusammen mit ihrem Mitarbeiter- und Schülerkreis, ein imponierendes Material zutage gefördert und für immer gerettet.

Bei allem Festhalten an erprobten Methoden und Betrachtungsweisen vermied man in glücklicher Anpassung Starrheit und Stagnation. Wie zur Studentenzeit Wintelers, Stickelbergers und Heuslers machte man sich fruchtbare Anstöße von außen zunutze, so daß bis auf den heutigen Tag das gegenseitige Geben und Nehmen zwischen der Schweiz und ihren Nachbarn zum Wohl beider Seiten fortdauert.

[49] Vgl. Mitzka Walther „Die Begründung der ahd. Sprachgeschichte durch die Alemannen" in: Vorträge und Forschungen, herausgegeben vom Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebiets in Konstanz, Bd. 1 (Konstanz 1955), S. 54.

[50] Vgl. Heusler Andreas aaO.

[51] Vgl. dazu: Maurer Friedrich „Andreas Heusler zum Gedenken" in: Freiburger Universitätsreden, Heft 33 (Freiburg 1940).

Veröffentlichungen Heinrich Stickelbergers

1 „Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen"
Teil I: Vokalismus. Aarau und Leipzig 1881

2 „Konsonantismus der Mundart von Schaffhausen"
in: PBB 14 (1889), S. 381 ff.

3 „Parallelstellen bei Schiller"
in: Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Burgdorf (1893)

4 „Über die Sprache Jeremias Gotthelfs"
in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache (Zürich 1897)

5 „Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen" (1897)

6 „Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch"
in: 1. Jahresbericht des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Bern 1905

7 „Mundart und Schriftsprache in der Schweiz" (1907)
in: Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins, 22. Jg. (1907), Sp. 331 ff.

8 „Der Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn" (1775 - 1849), Bern 1909
(Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1910)

9 „Die Aussprache des Hochdeutschen", Zürich 1911

10 „Volkslieder und Gedichte von G. J. Kuhn, J. R. Kuhn und Franz Wäber" (1913)

11 „Schweizer Hochdeutsch und Reines Hochdeutsch", Zürich 1914

12 „Konrad Ferdinand Meyer"
in: Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Heft 2, Basel 1918

13 „Hebels Sprache in den Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes"
(Vortrag, gehalten zu Basel 1918 und im gleichen Jahr auch gedruckt
laut „Lebenslauf", Heft IV, S. 19)

Nachtrag: Ein Vortrag über „Schiller als Erzieher", gehalten am 5. Mai 1905 vor Kollegium und Schülerschaft des Oberseminars Bern, wird nicht im Druck erschienen sein.

* * *

Besonders freundlich gewährte Unterstützung bei Abfassung dieser Arbeit wurde mir durch Herrn Dr. Emanuel Stickelberger in Uttwil/Bodensee (inzwischen verstorben) zuteil, der mich in manches wertvolle Stück des Stickelbergerschen Familienarchivs Einblick nehmen ließ und dem keine Hilfeleistung zuviel war. Dank sei auch gesagt der Stadtbibliothek Schaffhausen für die Benützung der einschlägigen Literatur.